Bezugs-Preis
...uptexpedition oder den im Stadt- ...d den Vororten errichteten Aus- ...n abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, ...maliger täglicher Zustellung ins ...5.50. Durch die Post bezogen für ...nd und Oesterreich: vierteljährlich ... Directe tägliche Kreuzbandsendung ...Ausland: monatlich ℳ 7.50.

...gen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, ...d-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

...action und Expedition: Johannesgasse 8.
...dition ist Wochentags ununterbrochen ...t von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
...rmm's Sortim. (Alfred Hahn), ...versitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, ...straße 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 469. Dienstag den 14. September 1897. 91. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 14. September.

...n wir, denen die Forderung einer staatlichen Gewähr- ...für private Erwerbseinkommen gänzlich fern liegt, ... Beschlusse des **Dresdener Landwirthschaftlichen ...schaftstags**, die Errichtung landwirthschaftlicher Müllerei- und Bäckereibetriebe anzustreben, ...rung gezogen (s. d. Polit. Tagesch. in unserer Abend- ...vom 30. August), daß dort der „mittelstands- ...che" Gedanke zu Grabe getragen worden sei, so ist es ...ändlich, daß die „künstlerisch" gerichteten **Handwerker** ...Eindruck erst recht nicht entziehen konnten. Die „Deutsche ...kerzeitung", das Hauptorgan der letztgenannten ... läßt denn auch an den Bund der Landwirthe, den ...ater des „Mittelstandspartei"-Einfalles — der Vater ...ntisemitismus — eine sehr entschiedene Absage er- ...hr erregter Ton wird hinreichend erklärt durch die ... mit der der Bund der Landwirthe in einem der ...rkerzeitung" zugesandten Artikel das verleugnet, was ...te in Dresden mit beschlossen haben. Es findet sich ... Artikel die windige Phrase, die Selbsthilfe bis ...enze der Möglichkeit sei die Pflicht der Landes- ...dürfe aber nur soweit gehen, als dadurch die ...berechtigten Erwerbs- und Gewerbszweige nicht ge- ...würden. Die „Deutsche Handwerkerzeitung" ant- ...m:

...Manöver der Herren Bündler wird dem wirklichen Kenner ...nisse nicht einen Augenblick die wahren Ziele der Agrarier ...können. Ob der Bund der Landwirthe selbst jenen ...des Dresdner landwirthschaftlichen Genossenschaftstages ...hat, darauf kommt es gar nicht an. Das Organ der ...orz und Genossen hat bereits vor mehr als Jahresfrist ...htung einer westdeutschen landwirthschaftlichen Brod- ...-Genossenschaft (wenn wir nicht irren) förmlich ...ahnung empfohlen, die Vereinigung mecklenburgischer ...e hat in Berlin Läden mit Fleischwaaren errichtet — kurzum der Mittelstand, das gemarterte Handwerk hat ...erregten dicken Nebel hindurch deutlich erkannt, daß die ...er Herren Bündler eben zu nichts weiter dienen, wie den ...en Raubbau" vertuschen zu helfen. In der Praxis ...ndlich — auf dem Papier und in Worten „darf die be- ...Selbsthilfe nur so weit gehen, als dadurch die anderen ...n Erwerbs- und Gewerbszweige nicht geschädigt werden". ...cht übel, denn so viel Worte so viel Mumpitz. Demnach ...r, Bäcker, Fleischer, und nach einem ganz kürzlich im ...t" erschienenen und vom „Leipz. Tagebl." schwächlich ...igten Artikel auch Dachdecker keine berechtigten ... resp. Gewerbszweige..... „Aber wir wollen den ...e Wege weisen. Mögen sie sich die Taschen vollsacken, so ...nen — ihre Tiraden über ihr Eintreten für das Wohl ...standes aber sind nichts als — längst durchschaute Ma- ...an ist ja dort jetzt daran, eine „Zeitung für den Mittel- ... d. h. also, man hält den abgelagerten Bockmist der ... Tageszeitung" für die dummen Handwerker gerade aus- ...um diese im Nebel erhalten zu können — herauszugeben. ...Männer, die ihren im Handwerkerstande bekannten ehrlichen ...zu hergeben, die „Plattenzeitung für den Mittelstand" ... zu machen, die hat man noch nicht gefunden. Nach ...o noch eifrig gefahndet. Nun, auch die „Plattenzeitung ...ittelstand" wird, gerade so wie das bündlerische Haupt- ...handwerkerstande keinen Schaden anrichten, denn der weiß ...ge, woran er ist."

...entschiedenere Absage läßt sich kaum denken. Wir ...nur wünschen, daß sich durch sie die Handwerker ...eiten lassen, ihren Groll auf die gesammte Land- ...ft zu übertragen, die im Bunde der Landwirthe ...en Organen so ungeschickte Vertreter hat. Was den Ausfall betrifft, den die „Deutsche Handwerkerztg." bei ihrer Absage an den Bund nebenher gegen das „Leipziger Tagbl." richtet, so ist er freilich nicht viel geschickter. Wir hatten mit dem „Landwirth" gegen die „Dachdecker-Zeitung" das Recht der Bauern, ihre schadhaften Dächer selbst auszubessern, vertheidigt. Die Schlußfolgerung, daß damit dem Dachdeckergewerbe die Berechtigung abgesprochen sei, werden wir als berechtigt nur dann anerkennen können, wenn die „Deutsche Handwerkerzeitung" nachweist, daß es eine Preisgebung des Tüncher-, Schneider- und Klempnergewerbes ist, wenn ein kleiner Müller in freien Tagen eine Wand tüncht, eine Bäckermeisterin ihrem Manne einen Hosenknopf annäht und ein Fleischer den verbogenen Brenner einer Petroleumlampe wieder zurechtklopft.

Der socialdemokratische Parteitag für die Provinz Brandenburg, der vorgestern in Berlin tagte, hat zu der Frage der **Betheiligung der Socialdemokratie an den nächsten Landtagswahlen** in Preußen Stellung genommen und sich für Aufhebung des seiner Zeit in Köln gefaßten Beschlusses entschieden, der die Betheiligung als schwächliche Compromißmacherei und Verwässerung der Parteiprincipien behandelte. Die Versammlung gab verschiedenen führenden Reichstagsabgeordneten Gelegenheit, die in der Partei herrschenden Meinungsverschiedenheiten drastisch zum Ausdruck zu bringen. Noch widerspruchsvoller aber als die Verhandlungen selbst war der Wortlaut des Beschlusses. Danach hat ein „Candidat der bürgerlichen Opposition" Bedingungen zu erfüllen, von denen die erste lautet: Einführung des directen geheimen Wahlrechts für alle Wahlen, an denen die socialdemokratische Partei sich betheiligt". Für die „brandenburgischen Genossen" kämen dabei die Berliner Gemeindewahlen in Betracht, für welche von der „bürgerlichen Opposition" die zunächst stehende Gruppe, die freisinnige Volkspartei, sich zu verpflichten hätte, die Einführung des Reichstagswahlrechts zu verlangen. Wie sich aber aus den Verhandlungen des eben stattfindenden freisinnigen Parteitages ergiebt, denkt selbst die freisinnige Partei nicht daran, auf diese Weise ihre communalen Hochburgen dem demokratischen Socialismus auszuliefern. Unter diesen Umständen werden sich die Socialdemokraten bei den „Forderungen", gegen deren Erfüllung ihre Unterstützung zu haben ist, sogar dem Freisinn gegenüber, auf den sie bereits sicher rechnen, noch viel Anspruchslosigkeit aneignen müssen.

Die **Franzosenlinge in Belgien** und die Pariser Chauvinisten sind ganz aus dem Häuschen. Die belgische Regierung lehnt es ab, amtlich an der Feier der Enthüllung des Denkmals der französischen Soldaten in Tournai theilzunehmen. Die Brüsseler „Chronique" ist empört über die Rücksichtslosigkeit der Regierung, mit der sie die „heiligen Gefühle der Dankbarkeit Frankreich gegenüber" verletzt. Der Pariser „Jour" erklärt diesen Beschluß für eine Beschimpfung Frankreichs und fügt hinzu: „Es ist klar, daß der König Leopold und seine Regierung, die nur Vertreter des deutschen Kaisers sind, sich nicht betheiligen können an einer Ceremonie, die bestimmt ist, an die thatsächliche und sehr einfältige Mitwirkung Frankreichs an der Errichtung des unabhängigen Belgiens zu erinnern." Da gerade von der belgischen liberalen Presse die von Belgien an Frankreich geschuldete Dankbarkeit betont wird, so ist eine Unterredung interessant, die dieser Tage der Brüsseler Correspondent des katholischen „Bien Public" mit einem belgischen Diplomaten über das russisch-französische Bündniß hatte. Der Diplomat weist unwiderlegbar nach, daß Frankreich schon seit 1815 und besonders unter Karl X., Louis Philippe und Napoleon III. alle Mittel aufgeboten hat, sich Belgien und Luxemburg anzueignen. Belgien müßte daher das russisch-französische Bündniß sehr mißtrauisch aufnehmen, wenn der Schlüssel des Bündnisses in Paris und nicht in Petersburg wäre. Wäre Rußland die Geige und Frankreich der Geigenspieler, so würde Frankreichs erste Sorge sein, sich die Gebietsentschädigung, die es seit 80 Jahren träumt, zu schaffen und Belgien zu verschlucken. Es wäre Zeit, daß der französische Anhang in Belgien diese verständigen Beobachtungen beherzigt.

Nachdem die **englische** Presse in der letzten Zeit auf den feindseligsten Ton gegen **Deutschland** gestimmt gewesen — Anlaß gab das feste Auftreten der deutschen Diplomatie in der griechischen Kriegsentschädigungsfrage und die völlige Vereinsamung Englands durch den festeren Zusammenschluß Frankreichs und Rußlands —, zieht sie, die conservative sowohl wie die liberale, jetzt plötzlich mildere Saiten auf und versucht durch „freundliches Entgegenkommen", durch eine gewisse „Nachgiebigkeit" unsere Freundschaft zu gewinnen. Anknüpfend an die von verschiedenen Seiten kommende Nachricht, daß in der Kriegsentschädigungsfrage ein Ausgleich erzielt worden sei, d. h., daß England sich dem deutschen Standpunct nothgedrungen angeschlossen hat, schreiben die „Daily News":

Wenn gegen Deutschland ungerechterweise der Verdacht erhoben worden sei, daß es einen Ausgleich im Wege stehe, so sei die Entschuldigung in dem bittern Tone desjenigen Theils der deutschen Presse zu finden, der das europäische Concert als eine Vereinigung der Mächte gegen das „perfide Albion" darstelle. „Daily News" beklagen, daß ein Theil der Presse zu einer Zeit, wo die Bestrebungen der Mächte auf friedliche Ziele gerichtet seien, auf Ausstreuung internationalen Hasses ausgehe, und sagen: Wir, die „Daily News", haben niemals zu denen gehört, die über Deutschlands Bestehen auf den Ansprüchen der Gläubiger gelacht haben, noch haben wir verfehlt, die Gerechtigkeit der Forderung Deutschlands anzuerkennen, daß Griechenland die finanziellen Bürgschaften geben solle, die zu verlangen seine Verletzung der früheren Verpflichtungen den Mächten ein Recht gab. „Standard" schreibt, Salisbury's Aufgabe werde nicht dadurch erleichtert, daß angedeutet werde, diese oder jene Macht verfolge Ziele, die mit den gerechten Ansprüchen der Türkei oder den wahren Interessen Griechenlands nichts gemein hätten. Uebrigens sei die Verbitterung wohl auf beiden Seiten ziemlich gleichmäßig. Wie es sich damit auch verhalten möge, es sei hohe Zeit, daß auf beiden Seiten ein milderer Ton und ein unparteiischerer Geist gezeigt werde. Der „Standard" glaubt nicht, daß in England Neid über Deutschlands Fortschritte in Handel und Gewerbe bestehe. Was den politischen Widerstreit betreffe, so sei dafür kein wirklicher Grund vorhanden. Der „Standard" kann sich keinen Zustand in Europa vorstellen, in dem Deutschland und England in entgegengesetzten Lagern zu finden sein würden. Warum solle man alsdann nicht in Friedenszeiten sich gegenseitig als Freunde behandeln? England könne vergeben, wenn auch nicht vergessen, was in den letzten zwei Jahren vorgekommen sei. Uebrigens könne keine Nation für die Weisheit, das Tactgefühl ihrer Herrscher oder all ihrer Bürger verantwortlich sein. Wenn die Deutschen doch lesen möchten, was einige englische Schriftsteller über manche ihrer eigenen ausgezeichneten Landsleute schrieben, so würden sie weniger Gewicht auf die Kritiken legen, die die wahren Gefühle des englischen Volkes nicht darstellten.

Derartige Anbändelungsversuche, die sich in fast regelmäßigen Zwischenräumen folgen, haben wir schon wiederholt charakterisirt. Wir wollen heute dem „Standard" nur Folgendes erwidern: Den scharfen Ton hat nicht die deutsche, sondern die englische Presse zuerst angeschlagen und zwar in höchst beleidigender Weise anläßlich der Kaiserdepesche an den Präsidenten Krüger, und der „Standard" schleudert, indem er uns versöhnen will, eine neue Beleidigung infamster Natur über den Canal herüber, indem er die deutsche „Nation" gegen ihren „Herrscher" auszuspielen sucht, während er früher bekanntlich das umgekehrte Verfahren einschlug und die Sache so darstellte, als befinde sich der englandfreundliche Kaiser Wilhelm in directem Gegensatz zu seinen englandfeindlichen Unterthanen. Wenn der „Standard" behauptet, es sei kein Grund zu politischem Widerstreit zwischen England und Deutschland vorhanden, so sind wir anderer Ansicht. Es ist eine Heuchelei, wenn das Regierungsblatt heute sagt, es glaube nicht, daß in England Neid über Deutschlands Fortschritte in Handel und Gewerbe bestehe, denn das Gegentheil pfeifen in London die Spatzen von den Dächern, und wie oft haben competente englische Stimmen es ingrimmig constatirt, daß Deutschland „Volldampf voran" sei. Auf colonialem Boden tritt England uns überall, wo wir mit ihm zusammentreffen, auf die Füße. Das wissen wir am besten! Höchst arrogant, aber lächerlich zugleich ist es, die Kritiken englischer Schriftsteller an englischen „ausgezeichneten Landsleuten" mit den gemeinen Invectiven auf eine Linie zu stellen, die die öffentliche Meinung Englands sich gegen den höchsten Repräsentanten des deutschen Volkes hat zu Schulden kommen lassen. Wir haben daher nicht den geringsten Grund, englische Verzeihung zu erflehen, das Umgekehrte ist der Fall. Die liberalen „Daily News" befleißigen sich im Vergleich zu den heuchlerischen Expectorationen des „Standard" einer weit vernünftigeren Sprache, aber sie sind führendes Oppositionsorgan und würden sofort in den Ton der Regierungspresse verfallen, wenn die Liberalen ans Ruder kämen.

Es scheint, als ob der jüngste, nicht ganz unbedeutende Waffenerfolg der **cubanischen** Insurgenten das Kriegsfieber des **amerikanischen** Jingothums plötzlich bis zur Siedehitze gesteigert hätte. Die Extremsten der Extremen phantasiren gar schon von etwa binnen Monatsfrist zu gewärtigendem Ausbruche der Feindseligkeiten zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien. Es ist zuzugeben, daß eine ganze Menge von Leuten in Amerika lebt, die ein handgreifliches Interesse an der Ablösung der spanischen Herrschaft über Cuba durch die amerikanische haben, aber diese Leute üben keinen Einfluß auf den Gang der Washingtoner Politik. Trotz aller Ruhmredigkeit ist der Durchschnittsamerikaner ein viel zu gut rechnender Geschäftsmann, um sich nicht zu sagen, daß die Annexion Cubas eine sehr unsichere Speculation ist, deren Kosten den möglichen Gewinn erheblich übersteigen, da man nicht erwarten kann, daß Spanien sich seines cubanischen Besitzes aus freien Stücken entäußern werde, und es auf einen Krieg mit Spanien ankommen zu lassen kein amerikanischer Politiker riskiren wird. Ohne Zweifel verfügt die amerikanische Union über ungeheure materielle Hilfsquellen; aber da sich weder ein Heer noch eine Flotte improvisiren läßt, und Amerika einstweilen weder über jenes noch über diese verfügt, so muß schon um deswillen der Kriegslärm der Jingoblätter als bloße Spiegelfechterei bezeichnet werden. Im Vergleich mit der amerikanischen ist die spanische Flotte ein weit überlegenes Kriegsinstrument, und mit bloßen Rodomontaden werden weder Schiffe gebaut, noch Docks angelegt, noch Kriegsschiffsmatrosen ausgebildet. Für einen Krieg, der den Spaniern von Amerika aufgezwungen würde, der also von dem provocirenden Theile offensiv geführt werden müßte, mangeln alle Voraussetzungen eines günstigen Erfolges. Amerika hat ohnehin mehrere sehr triftige Gründe, sich nicht noch mehr

---

Feuilleton.

Götzendienst.

...omen in zwei Theilen von Waldemar Urban.

Nachdruck verboten.

...Hartwig zuckte die Schultern, dann seufzte er und

...er konnte ich daran nichts ändern, und meine Ge- ...dürften noch weniger in der Lage sein. Will's der ...so kann ich nun in Zukunft das Härteste vom ...Vater abwenden."

...Gracias that, als habe er unter der Hitze sehr zu ...iederholt fuhr er sich mit dem Taschentuche über die

...igens", sagte er dann wieder, „überlegen Sie sich ...al, es wäre mir angenehm, zu dem Bilde Cap ...Martin ein Pendant zu besitzen. Vielleicht können ...einen dazu passenden Vorwurf besonders empfehlen. ...de Ihnen natürlich denselben Preis zahlen wie für ...ld."

...Maler trieb der freudige Schreck Thränen in die ...heils aus Rührung über die glänzende Umgestaltung ...h vor wenigen Augenblicken so trostlosen Lage, theils ...Zärtlichkeit für die Förderung und Anspornung seiner ...hen Thätigkeit.

...n Sie gestatten, Excellenz", erwiderte er bebend, ...h Ihnen schon in den nächsten Tagen Vorschläge für ... unterbreiten. Einstweilen muß ich es dabei be- ...assen, Ihnen meinen ergebensten Dank für den Auf- ...zusprechen und Ihnen zugleich die Versicherung zu ...aß ich mit dem ganzen Einsatz meines Könnens und ...raft an die Ausführung gehen werde. Haben Sie ... durch Ihre Güte und Ihr Interesse neues Blut ...s Leben eingeflößt."

...n gut, Herr Hartwig, vielleicht speisen Sie auch ...ei mir. Aber bitte", fügte Don Gracias lächelnd ...ommen Sie in Gesellschaftstoilette — ja?"

...llenz — —", stotterte der Künstler, verwirrt seinen ..., abgetragenen Anzug überblickend.

...sage Ihnen das nur in Ihrem Interesse; ich möchte ...n Fall, daß ein Künstler in meinem Hause über die ...gesehen wird."

„Und wann befehlen Euer Excellenz?"

„Nun, sagen wir Dienstag; Dienstag haben wir Empfang, und Sie werden in Folge dessen viele Leute bei mir finden. Also — —"

„Ich werde nicht verfehlen, meines verehrten Gönners würdig zu erscheinen."

„Nein, nein, so meine ich es nicht. Nicht meiner, sondern Ihrer selbst würdig, Herr Hartwig. Sie sollen mir außerdem auch noch mehr als von Ihrer Familie erzählen."

Herr Hartwig verbeugte sich mehrere Mal.

„Also auf Wiedersehen!"

Der Abschied gestaltete sich indessen doch verwickelter, als man hätte annehmen sollen. Fräulein Georgette war mit ihrer Komödie noch nicht zu Ende und wollte gleichfalls als letztes Ziel eine Einladung zu Tisch gewinnen. Sie hatte nicht Worte genug, um die echte Künstlerschaft, das bedeutende Können, die Gefühlstiefe, Technik, Farbengebung ꝛc. ihres theueren Freundes, des lieben, guten Hartwig, ins rechte Licht zu setzen; sie lobte ihn sozusagen nach allen Dimensionen; aber — vergeblich; die Einladung ließ für diesmal auf sich warten. Indessen tröstete sie sich schließlich damit, daß der Besuch ihres Gönners, Don Salvatores, in ihrem Atelier vielleicht doch eine Einladung nach sich ziehen würde.

Die Herrschaften verließen endlich die Dachkammer des Künstlers, und von Stund' an war der bis dahin gänzlich unbekannte, obscure Maler — eine Berühmtheit, eine bedeutende Existenz, ein gesuchter Freund und Protector aller derjenigen Collegen und Colleginnen, die ebenfalls von dem Weizenkönig, der so fürstlich zahlte, besucht sein wollten.

VI.

Die Situation des Grafen Victor wurde mit jedem Tage unerträglicher. Er wußte sich zwar von Schulden — abgesehen von den paar hundert Francs im Hotel — frei, aber dennoch drückte ihn das Gefühl schwerlastend nieder, daß er so ganz und gar ohne Mittel dastand. Er war auf dem Puncte jetzt angelangt, daß er nicht einmal mehr einen Wagen bezahlen konnte, um von einem Orte zum anderen zu gelangen. Wenn es sonst einmal einem gewöhnlichen Sterblichen aus Versehen, aus Leichtsinn am nöthigen Kleingeld gebricht, so weiß er sich meistens dadurch gegen diese eigenthümliche Geld-Schwindsucht zu sichern, daß er möglichst seinen Aufwand einschränkt, daß er neue Mittel herbeizuschaffen bemüht ist, daß er irgend etwas unternimmt, daß er schließlich arbeitet. Das Alles aber kam bei einem Grafen zu Kreuz in Wegfall. Er konnte nie und nimmer wie die Gevatter Schneider und Handschuhmacher „krumm liegen" und nun gar etwa noch arbeiten? Pfui — ein Graf zu Kreuz arbeiten! Lächerlich — einfach undenkbar!

Nachdenklich ging Graf Victor am anderen Tage auf dem Boulevard de Midi hin und her; endlich trat er in einen der naheliegenden Juwelierläden.

„Sie kennen diese Nadel?" fragte er den Besitzer, „sie ist wenigstens hier gekauft."

„Zu dienen, Herr Graf. Sie ist hier für Rechnung des Herrn de Melida angekauft worden."

„Sehr wohl! Fräulein Felicia de Melida hatte die Güte, mir damit ein Geschenk zu machen. Nun bin ich jedoch momentan in einer peinlichen Verlegenheit, da ich in den letzten Tagen große Ausgaben zu machen hatte und aus Deutschland erwartete Geldsendungen bis zur Stunde noch nicht eingetroffen — —"

„O Herr Graf, es bedarf so vieler Worte nicht." So weit ich kann, stehe ich Ihnen gerne zur Verfügung. Was ist Ihr Begehr?" unterbrach ihn der Juwelier höflich und zuvorkommend.

„Ich möchte Sie bitten, mir auf diese Nadel fünftausend Francs zu leihen."

„Sie werden sofort bedient sein, Herr Graf", versicherte der Herr und ging auf seinen Geldschrank zu.

„Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß es sich bei diesem Geschäft nur um eine vorübergehende Angelegenheit handelt und daß in allernächster Zeit die Sache wieder in Ordnung gebracht sein wird, nichtsdestoweniger möchte ich Sie doch darum ersucht haben, strengste Discretion über den Vorgang zu beobachten."

„Sie dürfen sich darauf verlassen, Herr Graf."

Nach wenigen Minuten präsentirte der Juwelier dem Grafen Victor einen Schein zur Unterschrift, in dem gesagt war, daß sich Graf Victor zu Kreuz als rechtmäßiger Besitzer der Nadel bekenne und für das darauf aufgenommene Darlehen 1½ Procent Zinsen pro Monat (gleich 18 Procent pro Jahr) zu entrichten einverstanden sei. Während dann Graf Victor den Schein unterschrieb, zählte der Juwelier das Geld auf den Tisch.

Der ganze Vorgang hatte nur wenige Minuten in Anspruch genommen und als Graf Victor dann wieder auf die Straße trat, athmete er wirklich erleichtert auf. Er hatte wieder Geld in der Tasche! Das Gefühl, ohne Mittel zu sein, war ihm doch zu jämmerlich, zu entwürdigend gewesen. Freilich, die fünftausend Francs waren nur, wie man zu sagen pflegt, ein Tropfen auf einen heißen Stein und seine Schwierigkeiten waren im Grunde dieselben geblieben, nur auf einige Zeit hinausgeschoben. Aber er nannte doch wieder etwas sein und wenn er auch bei dem ganzen Geschäft nicht allzuviel erlangt, so hatte er doch wenigstens Zeit gewonnen und wenn auch ein Graf Victor weder sich in seiner Lebensführung einschränken, noch für Geld arbeiten konnte und wollte, so blieben einem Manne von seinem Stande immerhin noch andere Hilfsmittel, deren andere Menschenkinder gewöhnlich entbehren. Wäre es nicht mit der Zeit möglich, sich durch irgend einen Contract und wäre es selbst ein Heirathscontract, wieder in eine Lage zu bringen, die seiner Stellung nach jeder Richtung hin entsprach? War Derartiges nicht schon hundert und tausend Mal vorgekommen? Was verschlugen denn am Ende auch alle die hochgeborenen und idealen Begriffe, die man ihm in seiner Erziehung, in seinem Leben eingeimpft hatte, wenn sie schließlich doch nur mehr oder weniger unmittelbar in den Tod führten? Was nützte ihm auch Camilla mit all' ihrer Schönheit und Liebe, wenn das gute Kind kaum etwas zu essen, geschweige denn nicht einmal Geld hatte? Leben wollte er, leben und immer wieder leben — — — und so wurde Graf Victor zum Speculanten.

In seinem Aeußeren brachte das freilich fürs Erste keine Wirkung hervor; er blieb derselbe vornehme, tadellos correcte Graf zu Kreuz. Und das Innere? — Nun das Innere, sah ja nur er — wie er glaubte — und Niemand sonst. Die seelischen Verwüstungen, die sich mit rapider Geschwindigkeit vollzogen, die Corruption seiner Anschauungen und Grundsätze erschienen ihm unwesentlicher, unwichtiger wie zum Beispiel das Parfüm seines Rockes oder der Duft des Veilchensträußchens, das er soeben auf der Straße kaufte und ins Knopfloch steckte.

Noch damit beschäftigt, hörte er, wie plötzlich dicht hinter ihm ein Wagen angehalten wurde.

„Herr Graf! Herr Graf!" rief eilig und hastig eine wohlbekannte Stimme.

Er kehrte sich um und sah, wie Frau Courcelles hochroth vor Aufregung aus dem Wagen stieg und auf ihn zuschritt. Hinter ihr ging ihre Tochter Camilla, auffallend blaß, die Augen vom Weinen gerötbet, aber mit eigenthümlicher Schärfe stechend und fieberisch auf ihn gerichtet. Er sah natürlich mehr auf die Tochter als auf die Mutter, und es

SLUB
Wir führen Wissen.